

Nochmalige Bekanntgabe

Jeder Wohnungswechsel ist mit Angabe der Heimatadresse sowie genauer neuer Anschrift (Vor- und Zuname, Postleitzahl, Wohnort, Post, Kreis, Straße, Hausnummer) der Geschäftsstelle Otternhagen 14 und dem Kartebearbeiter Hans Priddat, (20 a) Hankensbüttel über Wittingen, Bahnhofstraße 27, sofort mitzuteilen.

Bei allen Anfragen ist das Rückporto beizulegen.

Herr Priddat hat nunmehr die Bearbeitung der Familienkartei übernommen. Die Kartelformulare sind schnellstens, mit Sorgfalt ausgefüllt (Heimatadresse und jetzige Anschrift nicht vergessen), an Herrn Priddat nebst DM 0.50 für Karteikarte und Porto für etwaige Rückfragen einzusenden. Für die Schadensfeststellungen und den Lastenausgleich dient sie als unentbehrliche Unterlage.

Drucksache

Herrn
Frau
Fräulein
Familie

Kreisgemeinschaft
Angerburg/Ostpreußen

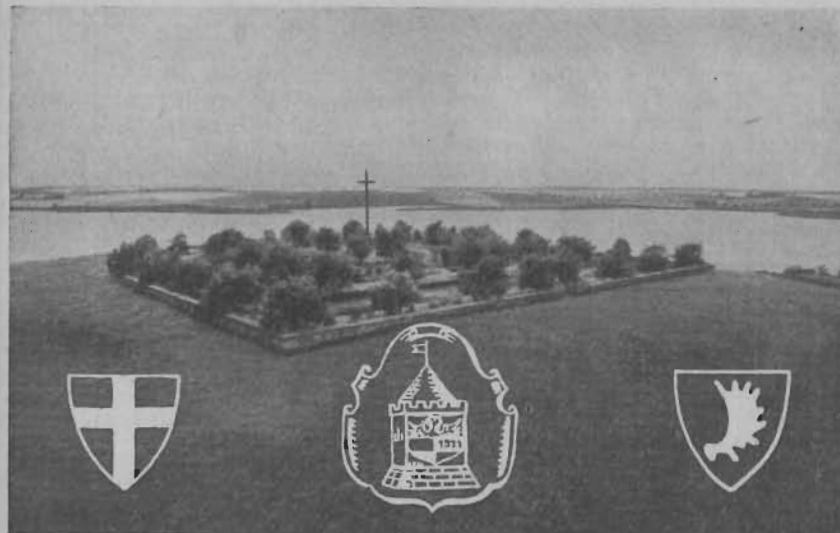
Geschäftsstelle:

Ernst Milthaler
(20a) Otternhagen 14
über Neustadt am Rügenberge

30/38
Frau

Erika Suck
(24) Lübeck
Porsevalstr. 4

Philipp-Aug. Weinsing, Bestattungsamt



KREISGEMEINSCHAFT ANGERBURG - OSTPREUSSEN

Dezember 1950

HEIMATBRIEF NR. 7

Dezember 1950

Ich war im Wald bei dicht verschneiten Tannen,
Der Schnee fiel sacht zum weißen Winterkleid;
Es war so still, und die Minuten rannen
Ins unerforschte Meer der Ewigkeit.
Da, horch, ein Hüpfen in verschneiten Zweigen,
Es huscht' davon und war im Nu verhallt:
Die kleinen Kreuzesschnäbel tanzten Reigen
Im tief verschneiten, weiten Weihnachtswald.

An fernem Licht entzündeten sich Kerzen,
Ein holder Glanz erschien aus Himmelsöh'n;
Er stand im Wald, er leuchtet im Herzen,
Wie ihn kein Blick, kein Auge, je geseh'n
Der erste Anfang und das letzte Ende
Verwoben sich zu einer Lichtgestalt;
Der Raum ward raumlos und die Zeit Legende,
Denn Gottes Sohn schritt durch den Weihnachtswald.

Ich war im Wald; fern läuteten die Glocken,
Ein Friedensklang in stiller, heil'ger Nacht;
Der Schnee fiel sacht in dichten, weißen Flocken
Und streute Sternlein in die Winterpracht.
Am Waldessaum erschienen schlanke Rehe;
Sie standen lauschend stille, jung und alt.
Denn auch sie spürten ihres Schöpfers Nähe
Im tief verschneiten weiten Weihnachtswald.
Walter Eggert (1946). Angerburg

Weihnachtsgedanken 1950

„... sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge...“ (Lukas 2, 7b).

Wer dieses Wort nicht kennen würde, könnte meinen, es stünde in einem Bericht unserer Tage. Manch ein Ostpreußen- und Schlesierkind ist in den kalten Monaten des Winters 1944/45 auf der Flucht „unterwegs“ zur Welt gekommen, und es ist durchaus zu denken, daß eine deutsche Mutter sich gar nicht anders zu helfen wußte, als daß sie eine bereitstehende Krippe zur Wiege ihres Kindleins machte; denn „sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge“. Und als das deutsche Land westlich der Oder-Neiße-Linie 11 Millionen deutsche Brüder und Schwestern aus den Ostprovinzen — in denen seit 700 Jahren deutsche Menschen gelebt und gearbeitet hatten, und die das Land durch sauren Schweiß unter Gottes Segen erst zu dem gemacht hatten, was es war, und die nun nicht mehr dort Heimatrecht haben sollten — aufnehmen mußte, da mag es auch mehr als einmal vorgekommen sein, daß ein Stall zur Herberge werden mußte, und daß wiederum die eine oder andere deutsche Mutter gar keinen anderen Weg sah, als ihr neugeborenes Kindlein in eine Krippe zu betten; denn „sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge“.

Aber nun steht dieses Wort nicht in dem Bericht eines heutigen Reporters, und es gibt nicht die leibliche und seelische Not einer deutschen Mutter wider, sondern es steht in der Bibel, und die Mutter, die dieses Leid erleben mußte, ist „die Mutter Maria“, und das Kindlein, das in die Krippe gebettet wurde, ist niemand anders als Jesus, von dessen Geburt Jahrhunderte vorher in prophetischer Schau Jesaja kündete: „Siehe eine Jungfrau ist schwanger und wird einen Sohn gebären, den wird sie heißen Immanuel, d. h. „Gott mit uns“, und von dem Luther singt:

„Des ew'gen Vaters einig Kind man jetzt in der Krippe find';
in unser armes Fleisch und Blut verkleidet sich das ew'ge Gut“,

und von dem Luthers Zeitgenosse Niklas Hermann bekennt:

„Er kommt aus seines Vaters Schoß und wird ein Kindlein klein,
er liegt dort elend, nackt und bloß in einem Krippelein.“

„... sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge“. Flüchtlinge gibt es also nicht nur in unseren Tagen und im deutschen Vaterland — wenn auch die Art und Weise, wie Menschen „mitten im kalten Winter“ 1945 und 1946 ausgetrieben wurden, und die Zahl der Flüchtlinge von 11 oder 12 Millionen wohl einmalig in der ganzen Weltgeschichte ist. Auch unser Herr Jesus war in seiner Erdenzeit ein Flüchtlingskind: seine Eltern wurden durch das „Gebot des Kaiser Augustus, daß alle Welt geschätzt würde“, aus dem Heimatort Nazareth auf die Landstraße gerufen, seine Geburt vollzog sich in denkbar größter Armut.

„... wie bist du worden so gering, daß du da liegst auf dürrem
Gras, davon ein Rind und Esel fraß“;

seine erste Kindheit stand unter dem Zeichen der Flucht nach Ägypten. „Stehe auf“ — so wird zu Joseph gesagt — „nimm das Kindlein und seine Mutter zu dir und fliehe nach Ägyptenland. In der Zeit seiner Manneskraft hat er sein Leben als Heimatloser einmal selbst geschildert: „Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege.“ Und als er nach einem Leben der Liebe und Opferbereitschaft für uns Menschen starb, da war das harte Marterholz des Kreuzes die letzte Ruhestätte, da er seinen letzten Seufzer tat.

„... sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge“. Dabei tat unser Herr Jesus — ganz anders als jeder von uns Flüchtlingen heute — diesen Schritt hinein in die Heimatlosigkeit freiwillig, frei von jedem äußeren Zwang durch Menschen, nur im Gehorsam zu seinem himmlischen Vater.

„... Ja, Vater, ja von Herzensgrund, leg auf, ich will dies tragen;
mein Wollen hängt an deinem Mund, mein Wirken ist dein Sagen.“

Und für ihn bedeutete die Menschwerdung (wovon ja Weihnachten spricht) mit dem Verlassen der himmlischen Heimat wahrhaftig ein nicht kleineres Opfer als für uns das Preisgeben der lieben angestammten Heimat:

„Den aller Welt Kreis nie beschloß, der liegt in Marien Schoß;
er ist ein Kindlein worden klein, der alle Welt erhält allein.“

Und warum das Hineintreten in die Heimatlosigkeit, das Leben im Flüchtlingsstand, die Übernahme der Armut? Der Apostel antwortet: „Ihr wisset die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, daß, ob er wohl reich ist, ward er doch arm um euretwillen, auf daß ihr durch seine Armut reich würdet.“ Er wollte es am eigenen Leibe erfahren, wie schwer ein solches Leben (wie vielleicht der eine oder der andere unter uns es heute noch führen muß) ist, wo „der Schuh drückt“, wie bitter es ist, vor fremden Türen zu stehen und keine Aufnahme zu finden:

„Er kam in sein Eigentum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf.“

Weil er alles das hinter sich hat, was uns so oft bedrückt, kann er jeden von uns in seinem Verzagtsein, in seiner Traurigkeit, ja in seinem Unwilligwerden verstehen, und wir dürfen uns von ihm verstanden wissen. Aber noch mehr: da er „der Sohn des Vaters, Gott von Art“ war und ist, kann er uns auch helfen, raten und trösten. Jesus heißt ja nichts anderes als „Helfer“ — und es ist völlig verkehrt, seine Helfermacht und seine Helferbereitschaft nur auf seine Erdenzeit beschränkt zu sehen, nein: unsere Weihnachtslieder sprechen fast alle im Präsens, in der Gegenwartsform:

„Es ist der Herr Christ, unser Gott, der will euch führ'n aus aller Not,
er will euer Heiland selber sein, von allen Sünden machen rein.“

Seine Hilfe darf von uns als eine umfassende Hilfe angesehen werden, die sich auf Leib, Seele und Geist erstreckt. Gibt es nicht gerade unter uns Flüchtlingen viele, die auf der Flucht und dann auf der Suche nach einem Stückchen neuer Heimat seine Hilfe in äußeren und inneren Fragen erlebt haben! Gerade darum haben wir es nötig, einander auf sein Rufen aufmerksam zu machen, wie Paul Gerhardt Jesus mitten aus den Wirren des 30jährigen Krieges rufen hört:

„Lasset fahren, o lieben Brüder, was euch quält, was euch fehlt, ich
bring' alles wieder.“

„... sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge.“ Seht, das ist der Trost, der uns zu Weihnachten gesagt wird: Jesus „wahrhaftiger Mensch“ versteht uns in unseren Nöten, Jesus „wahrhaftiger Gott“ steht bereit, uns in und aus unseren Nöten zu helfen:

„Auf, auf, ihr Vielgeplagten, der König ist nicht fern,
seid fröhlich, ihr Verzagten, dort kommt der Morgenstern;
der Herr will in der Not mit reichem Trost euch speisen,
er will euch Hilf erweisen, ja dämpfen gar den Tod.“

Und der letzte Ausblick? Er, über dessen Geburt das Wort stand, „sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge“, ist von der Erde gegangen, um uns Herberge in der himmlischen Heimat zu bereiten. In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen. Wenns nicht so wäre, so wollte ich zu euch sagen: Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten.“ Von uns aber erwartet er nichts anderes, als daß wir ihm unser Herz öffnen zu seiner Herberge. Das ist der Weg, auf dem wir alle, jeder von uns auch heute noch kommen können zur

„fröhlichen, seligen, gnadenbringenden Weihnachtszeit.“

Solch ein gesegnetes Weihnachtsfest, wünscht

Pfarrer H. Ehlert-Angerburg (Rethsoda).

«Gesegnete, heimatfrohe Weihnacht»

Das ist ein Wunsch, zu dem vielleicht viele meiner Angerburger den Kopf schütteln werden. —

Wir sind noch immer „gezwungen, im fremden Landstrich zu leben dort, wo uns die knöchernen, harten Würfel der Flucht und Vertreibung das Reiseziel setzte. Sechs Jahre an fremdem Herd, wenige von uns an selbst-erarbeiteter Heimstätte. Wir sind härter geworden, aber am heiligen Weihnachtsfest wollen wir aufgeschlossenen Herzens die Bibelworte über Christi Geburt ganz in uns eindringen lassen und daran denken, wie Lukas, der Jünger Jesu berichtet: „Denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge“.

Weihnachten war uns stets das Fest der Familie, an dem es Eltern und Kinder als Segen empfanden, beieinander zu sein am brennenden Christbaum, wo alles Unfrohe, Drückende der letzten Wochen vergessen werden konnte. Wo strahlende Kinderaugen Heim und Herd erhellten. So wollen wir auch jetzt enger zusammenrücken in unseren Stübchen, dankbaren Herzens und froh, wenn die Liebsten und Nächsten noch um uns sein können, Gott sie durch alle Fährnisse behütete und aufrechte Wege führte. Und um alle die Lieben, deren Schicksal uns bis jetzt noch unbekannt blieb, die immer noch in Gefangenschaft und Straflagern zurückgehalten werden, wollen wir zu Gott unser aller Gebet schicken: „Herr, erlöse sie und mach sie frei.“

Wenn die letzten Tage dieses Jahres ausklingen zu neuem Anfang 1951, wird unser Rückblick und Ausblick in wirklichem Erkennen uns zeigen, daß wir auch Grund haben zur Dankbarkeit. Manche drückende Sorge konnte von uns genommen werden, Krankheiten fanden Heilung. Wir fanden Arbeit und Tätigkeit, die uns die Lebensgrundlagen sicherer gestaltete, denn wir wollen nicht abseits leben. Getrennte Familienmitglieder durften zueinander kommen. In unserer Heimat Zurückgebliebene konnten endlich in Transporten hierher kommen, wo sie Angehörige wußten.

Härter als vor Jahresfrist ist das Los aller derer, die in der Ostzone wohnen müssen und die ganz besonders der Unterstützung und tröstenden Verbindung bedürfen. Sie dürfen es nicht wagen, sich zu ihrer alten Heimat zu bekennen und müssen es vermeiden, in den Besitz unserer Heimatblätter zu kommen. Um so mehr wollen wir ihnen die Treue halten und alles versuchen, ihnen zu helfen.

Unser ostpreußischer Dichter Ernst Wiechert sagt in seinem letzten Buch: „Die Zeit geht“, so sagen die Menschen und manche sagen, daß sie laufe und eile. Sie ist aber nur da und wir sind in der Zeit. Ganz ineinander eingeschlossen und keines ohne das andere. Wir vergehen, die Zeit bleibt ewig.“

Und wir dürfen nicht um die Menschen trauern, sondern um die Erde, um unsere verlorenen Felder, auf denen nun die Disteln wachsen, um das Korn, das aus den Halmen fallen wird. Und um die Hände, in die nun keine Arbeit gelegt ist, weder Samen noch Ernte.

Das Ziel unserer Arbeit für die Heimat bleibt im neuen Jahr das gleiche. Alle Kraft wollen wir geschlossen einsetzen, damit unser Kampf mit allen friedlichen Mitteln unserer Rechte vor aller Welt zur Geltung bringt.

Das walte Gott!

Ernst Milthaler, Göttingen.

Weihnachtszeit

Wenn die Tage kürzer werden, senkt sich nieder auf die Erden wieder frohe Weihnachtszeit!

Die Gedanken geh'n zurücke, schau'n mit wehmütigem Blicke heimatliche Weihnachtszeit!

Seh'n im Geist die alten Stege — tiefverschnittene Tannenwege — traute, stille Weihnachtszeit!

Jahre sind dahingegangen, brachten Leid und manches Bangen; wieder naht die Weihnachtszeit!

In der kleinsten Stub' und Kammer schwindet aller Tagesjammer, denn es ist ja Weihnachtszeit!

Sind auch klein die Liebesgaben, die wir für einander haben, zu der hohen Weihnachtszeit.

Uns're Kinder plaudern, scherzen mit erwartungsfrohen Herzen; glücklich-frohe Weihnachtszeit!

Neue Kraft mög' uns erfüllen, alles geht nach Gottes Willen, komme, holde Weihnachtszeit!

Schaut auf's Licht in heil'ger Krippen, lobt und preist es mit den Lippen, sel'ge — sel'ge Weihnachtszeit!

Anneliese Seifert, geb. Freyberg.

Weihnachten in russischer Kriegsgefangenschaft

Friedrich-Karl Milthaler.

Es ist Weihnachten; das erste Mal nach der Kapitulation, Tausend Deutsche und Österreicher sind als Kriegsgefangene in der alten deutschen Stadt Tilsit am Memelstrom in der Herzog-Albrecht-Schule und angrenzenden Gebäudekomplexen untergebracht und arbeiten am Wiederaufbau der Zellstofffabrik. Große Teile der Stadt liegen in Schutt und Asche. Die Arbeit der Kriegsgefangenen geht auch an den Weihnachtstagen weiter. Niemals im Jahr zeigt sich so sehr die große Kluft zwischen den Menschen Europas und Asiens als in diesen Tagen. Der Siegerstaat kennt kein Weihnachtsfest. Trotzdem erleben tausend deutsche Männer ein Weihnachtfest am Memelufer im Jahre 1945.

Am 4. Adventssonntag hat die deutsche Lagerleitung zu einer Weihnachtsfeier aufgerufen. Die große Aula der Schule ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Es fehlt wohl kaum einer. Vorn auf der Empore grüßt der mannshohe in Pappe nachgebildete Stephansdom aus Wien. Künstlerhand hat ihn, eine Postkarte zum Modell, als Wahrzeichen ihrer Heimatstadt geformt. Der Schein einer Karbidlampe läßt ihn in seiner ganzen Größe und Schönheit aufleuchten. Dieses Bild des Domes wird umrahmt von deutschen Tannenbäumen. Geschickte Hände haben kleine Öllämpchen als Ersatz für die fehlenden Kerzen in ihren Zweigen befestigt. Tausend Männerstimmen singen: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit.“ Einer begleitet auf dem Klavier. Deutsche Weihnachtsgedichte werden gesprochen und die Weihnachtsgeschichte aus der Bibel vorlesen. Dann spricht der deutsche Bataillonsführer. Er spricht vom deutschen und christlichen Weihnachtsfest. „Erinnerung — Sehnsucht — Hoffnung“.

Diese drei Worte sind die Angelpunkte der Gedanken aller deutschen Männer, die an dieser Stunde teilnehmen. Bei den Worten ihres Bataillonsführers wird auch ihnen trotz aller äußeren Not der Text der Bibel zu einer Botschaft. Gerade sie sehnen ja nichts mehr herbei als „Friede auf Erden“. Sie hoffen auf den Frieden und damit dem Wiederbeginn der eigenen Freiheit. Mehr denn je leben sie in dieser Stunde in der Erinnerung an den Frieden, an Zeiten, an denen friedliche Menschen Wohlgefallen fanden. Tausend deutsche Männer stimmen mit ein in den Lobgesang der Engel zu Ehren Ihres Gottes in der Höh': „Vom Himmel hoch, da komm ich her“. Still gehen sie auseinander. Jeder sucht seine harte Bretterpritsche auf. Viele erleben im Traum noch einmal, was in der Erinnerung wachgerufen worden ist.

Einer träumt vom letzten Weihnachtsfest. Nach sechs Jahren Soldatenzeit kommt er zum ersten Mal zu diesem Tage nach Hause. Sein Elternhof ist „frontnah“ geworden. Auch seine Truppe ist vor einigen Tagen von Kur-land kommend im Nachbarkreis eingerückt. Ein Verpflegungsauto bringt ihn bis zu den Kasernen, dort, wo der Weg zum Verpflegungsamt bei seiner früheren Schule abzweigt. Schon vor der Stadt grüßt ihn ein Wahrzeichen: Der Heldenfriedhof mit seinem einfachen Holzkreuz hoch über dem See. Durch die Stadt geht er zu Fuß. Nur wenige bekannte Gesichter sieht er, man merkt es, daß die östliche Hälfte des Landkreises bereits geräumt ist, und viele Bewohner der Stadt fehlen.

Auch Angerburg ist frontnah geworden. Aber die Straßen und Geschäfte sind die alten geblieben, wenn auch der Verkehr stark von Militär beherrscht wird. Da ist rechts der Kirchenberg und auf der anderen Straßenseite das „Knusperhäuschen“ aus den Schuljahren in „süßer“ Erinnerung. Und weiter dort, wo die Straße nach Darkehmen führt, ist der Podelh'sche Laden, wo Mutter alles einkauft, und oft das elterliche Fuhrwerk untergefahren ist. Dann kommt noch Schmidt's Zigarrenladen, wo Vater einkauft und man selbst die ersten Zigaretten erstand. An der Ecke führt der Weg aus der Stadt heraus, vorbei an der Landw. Genossenschaft und dem großen Kirchhof. Mühle und Mühlenkrug machen den Abschluß. Zum dritten Mal kreuzt die Angerapp die Straße. Hier bildet sie die Grenze der Felder des elterlichen Hofes. Gern denkt man an die Jungenjahre, wenn an ihren Ufern geangelt wurde; oder Mutter die große Wäsche im Sommer hatte. Dann ging es mit dem langen Leiterwagen zum Spülen gerade an diese Stelle. Eine Wagenleiter wurde als Steg ins Wasser gelegt, und nachher lag die Wäsche auf der Bleiche. „Bary“ und der Nachtwächter hüteten sie in der Dunkelheit. Auf dieser Brücke empfängt die Mutter ihren Sohn mit offenen Armen und Freudentränen in den Augen nach sorgenschweren Monaten wieder einmal in der Heimat. Nach Erreichen der kleinen Anhöhe weist die Mutter nach rechts über das winterkahle Kleefeld. Der letzte Birkenbaum vom alten Stüllicher Weg ist nicht mehr, dort steht eine Flakbatterie zum Schutz der Stadt vor feindlichen Fliegern. Es waren stille Feiertage, überschattet von der Ungewißheit um die Zukunft, aber es war noch einmal und zum letzten Mal ein Weihnachtsfest im vollzähligen Familienkreis. —

„Aufstehen!“ Die Nacht ist um und die Kriegsgefangenen haben ihre Arbeitsnorm zu erfüllen, auch am Tage des Heiligen Abends genau so wie an jedem anderen Tag. Aber an diesem Abend sitzen vier der Tausend Männer in Tilsit in ihrer engen, bescheidenen Unterkunft. Auf dem Tisch steht eine kleine Blautanne. Nur wenige Silberfäden und vier Lichter schmücken sie. Diese kleinen Kostbarkeiten haben die Vier trotz der unzähligen Gepäckkontrollen bis hierher retten können. Es ist eine stille Feier. Kein Lied kommt aus den Männerkehlen, nur selten ein Wort über die Lippen. Jeder hat seine eigenen Gedanken im Anblick des glänzenden Lichterbaumes. Einer denkt: Zu Hause war es der gleiche Baum an diesem Tag, Vater holte ihn selbst aus dem Garten, der jedes Jahr einen hergab. Im letzten Jahr war es der letzte gewesen aus der Pflanzung, die Vater vor 35 Jahren angelegt hatte.

„Erinnerung — Sehnsucht — Hoffnung —“.

Es ist Mitternacht. Heilige Nacht! Viele Hundert deutsche Männer hinter Stacheldraht am Memelufer schlafen. Einer geht noch draußen durch den frischen glitzernden Schnee. Alles ist feierlich still. Und trotzdem glaubt er über den Ruinen der Stadt Glocken läuten zu hören. Weihnachtsglocken, die die alte göttliche Botschaft künden: „Friede auf Erden!“ Wie aber daran glauben? Drei Worte wollen helfen. Er weiß es, sie werden ihm helfen, bis die Botschaft dieser Nacht Erfüllung findet.

Der Schnee knirscht in frostiger Nacht unter seinen Schuhen. Vom klaren Himmel leuchten die Sterne, Sterne der Heimat. Läuten da nicht auch Weihnachtsglocken? Ja, sie werden wieder läuten, wenn sich das Tor der Freiheit öffnet.

Heimat - Sehnsucht

1. Heimat, ach, Heimat, ich kann dich nicht vergessen!
Täglich und stündlich gedenk' ich dein mit Weh;
Jetzt, in der Fremde, kann ich erst recht ermissen,
Was Heimat ist, wenn ich dich auch nicht seh'.
Mein Herz ist wund; mein Sinnen und mein Sehnen —
Es geht nur immer wieder heimatwärts,
Und höre ich mein Heimatland erwähnen,
Dann trifft mich jedesmal ein tiefer Schmerz.
2. Heimat, ach, Heimat, was ist mit dir geschehen!
Fremde beherrschen das teuerwerte Land;
Dich, mein Masuren der Wälder und der Seen,
Hat uns entrissen des Feindes rauhe Hand.
Jählings verstummt sind alle Freudenlieder.
Stimmen der Steppe, des Ostens, klingen auf;
Und meine deutschen dort noch verbliebenen Brüder —
Ich hör' sie seufzen bei ihrem Leidenslauf.
3. Heimat, ach, Heimat, bist du für mich verloren?
Mein schönes Heim und all mein Hab und Gut
Hat sich ein andrer zum Besitz erkoren:
Ein fremdes Volk im Siegesübermut.
Das Heim, in dem wir Gott zum Preise sangen,
Uns oft versammelten ums teure Wort,
Von wo so viel Gebete aufwärts drangen
Zu Gottes Thron — es nahmen Fremde fort.
4. Heimat, ach, Heimat, in dir bin ich geboren,
Dort steht mein vielgeliebtes Elternhaus,
Dort hab' ich mir mein liebes Weib erkoren,
In meiner Heimat kannte ich mich aus.
Dort hat der Herr zwei Kinder uns gegeben;
Darin bestand ja unser Eheglück.
O, war das dort ein wunderschönes Leben!
Mir wird es weh, denk' ich daran zurück.
5. Heimat, ach, Heimat, ich möcht' dich wiedersehen,
Wo ich gelebt, geliebt, gelitten hab';
Ich möcht' am Grabe meiner Eltern stehen,
Möcht' treten an so manches teure Grab.
Ich möchte wandeln auf vertrauten Wegen
Zu meinem Heim, zu meiner Heimatstadt,
Möcht' mich in meinen Garten niederlegen;
Dann möcht' ich singen von des Vaters Gnad'.
6. Heimat, ach, Heimat, ich bleibe dir verbunden,
Wie's auch mit dir nun einmal werden mag,
Werd' dein gedenken in gar manchen Stunden,
So Gott will, bis zum letzten Erdentag.
Dennoch will ich nicht weinen, nicht verzagen
Um den gewiß sehr schmerzlichen Verlust;
Es wohnt, das darf ich voller Freude sagen,
Ein andres Sehnen noch in meiner Brust!
7. Heimat, ach, Heimat, in lichterfüllten Fernen!
Was ist die ird'sche Heimat im Vergleich
Zur Himmelsheimat über allen Sternen,
Zu meines Gottes unermess'nem Reich!
Vergänglich ist das Schönste hier auf Erden,
Was irdisch, sichtbar ist, hat nicht Bestand;
Doch was mir droben einst zuteil soll werden,
Wird ewig sein. Welch Glück, daß ich es fand!

8. Heimat, ach, Heimat, dir gilt mein ganzes Trachten!
Du, Ziel der Sehnsucht und mein ganzes Glück.
Ich brauche hier in Trauer nicht verschmachten,
Richt' ich zu dir empor den müden Blick.
Du Land der Hoffnung, meines Lebens Freude,
Mein Sinnen und mein Streben geht nach dir;
Du bist mein Lichtschein auch im tiefsten Leide,
Mein allergrößtes Kleinod bist du mir!
9. Heimat, ach, Heimat, du Land der tausend Wonnen,
Dein fernes Leuchten bringt mir Seligkeit.
Bald ist die Erdenleidenszeit verronnen,
Und dann umfängt mich ew'ge Herrlichkeit.
Warum noch trauern, warum noch verzagen?
Mir liegt ja noch ein Heimatland bereit!
Dies Wissen gibt die Kraft, das Leid zu tragen.
Das Ziel der Himmelsehnsucht ist nicht weit!
10. Heimat, ach, Heimat, ich halte dir die Treue,
Dir, mein geliebtes, ird'sches Heimatland.
Doch dein Verlust bestätigt mir aufs neue,
Daß ich dort droben etwas Bess'res fand!
Du bist vergänglich, doch das Himmelserbe
Mit seiner Fülle, seiner Herrlichkeit,
Ist mir gesichert, auch wenn ich hier sterbe,
Für alle Zukunft, für die Ewigkeit!
11. Heimat, ach, Heimat, dort über Wolkenhöhen,
Ich grüße dich, du bist mein höchstes Glück!
Das Auge kann schon meinen Heiland sehen.
Er winkt mir zu mit freundlich-mildem Blick.
— — „Ich komme, Herr, denn ich vernehm' Dein Rufen;
Mein Weg führt mich gewiß zu Dir hinan;
Bald sind erreicht des Himmels hohe Stufen,
Dann schau' ich Dich verklärten Blickes an!“

Otto Sadlack-Uelzen.

Nachsatz:

Liebe Landsleute!

Mit vorstehendem Gedicht eigener Prägung habe ich Euch auf etwas ungewöhnliche Weise angesprochen. Vielleicht möchte mancher aus ihm gar herauslesen, als sei für mich die Heimat im Osten unseres Vaterlandes abgeschrieben. Das soll mit den Achtzeilern durchaus nicht gesagt sein. Ich habe die Hoffnung nicht aufgegeben, daß uns unsere irdische Heimat im Zuge der unberechenbaren Entwicklung noch einmal geschenkt werden wird. Darüber bestimmt bei allem Großtum sterblicher Machthaber letztlich der „König aller Könige“, unser Gott selbst. Wenn Er will, wird uns die Heimat wiedergegeben.

Mit dem Gedicht, daß keineswegs Anspruch auf Formvollendung erheben kann, möchte ich unsere Landsleute, deren Hoffnung nicht oder nicht nur auf der Ebene des Sichtbaren liegt, erfreuen und innerlich stärken. Die Vergänglichkeit alles Irdischen, auch des Diesseitslebens, haben wir — zum Teil in grauenhafter Schau — gesehen und erfahren. Eines aber bleibt denen, deren Blick nach oben gerichtet ist, allezeit unverrückbar: der Reichtum eines unvergänglichen Erbteils in den Himmeln! Ich hoffe und wünsche, daß uns heimatvertriebenen Christen der Blick hierfür und das Streben nach diesem Ziel bei allem Dunkel der Zeit und auch bei allem ostwärts gerichteten Heimatschnen erhalten geblieben, wenn nicht noch klarer und schärfer geworden ist. Dieses Hochziel ist keine Utopie, denn es ist allen wahrhaft Gläubigen durch göttliche Urkunde, Sein Wort, verbürgt.

In diesem Sinne grüße ich Euch, liebe Landsleute, in der Zerstreung. Immer wieder treten vor meinen Geist die vielen Bekannten, denen ich

daheim begegnet bin. Wenn auch Einzelnes im Drang der Zeit dem Gedächtnis allmählich entschwindet — das Gesamtbild der Heimat und ihrer Menschen bleibt unauslöschlich! Möge unbeschadet einer höheren Hoffnung das Land in Deutschlands Osten wieder unser werden!

Otto Sadlack-Uelzen (Hann.).

November / Von Walter v. Sanden-Guja

Gelbe schmale Weidenblätter fallen in den klaren Fluß,
Hängen sich an meine Netze, rascheln unter meinem Fuß.
Windzerzaust und abgestorben ist das Schilf an meinem See,
Bald wird es sich niederbeugen von des Winters erstem Schnee.
Über Weide, Schilf und Wasser klingt ein kurzes Wanderlied. —
Rasch vom schnellen Ost getragen eine Lerche westwärts zieht.

Viele Tage hat der November, an denen nichts von der Sonne zu sehen ist, manche, an denen sie in den frühen Morgenstunden und des Abends vor ihrem Untergang durch Wolkenspalten über die in Winterschlaf sinkende Erde blickt oder ein Morgen- und Abendrot von großartigster nordischer Schönheit in die Wolken malt. Aber es gibt auch Tage, an denen der reine helle Schein ihres unverschleierte Antlitzes die Welt und uns spürbar warm umgibt. Farben sind dann da, die ohne sie seit Tagen fehlten. Lebendig grün leuchten die Moospolster auf alten Rethdächern, die Rinde der hohen Pappeln an der Dorfstraße wird hell und glänzend, in allen Wasserpflügen spiegelt sich der weiße Novembersonnenschein und macht die hängen-gebliebenen Regentropfen der letzten Nacht an den Blättchen der Roggen-saaten zu Diamanten.

Wo sich der schon fertige Deich um den nach langen grauen Tagen wieder blauen See zieht, gehe ich ein bestimmtes Stück auf ihm der hellen Mittagssonne entgegen. Wohltuend ist es unter dem Licht der verklärten Novembersonne, Stimmungen über See und Ufer fast wie im Frühherbst zu erleben. Aber die Oberfläche der Deichkrone zieht mich heute an, und absichtlich gehe ich auf ihr gegen das helle Sonnenlicht. Kleine weiß oder bläulich glitzernde Feuersteinsplitter blitzen darin auf. Manche sind nur zufällige Abprünge von größeren Stücken, ein Teil aber ist entstanden durch Menschenhand in uralten Zeiten. Abfallsplitter und -späne sind es von einer Werkstatt, in der Pfeilspitzen, Keile und Beile gemacht wurden. Unverkennbar unterscheiden sie sich von den natürlichen Bruchstücken in Form von Spaltflächen. Manche, die bei der Herstellung größerer Geräte besonders glücklich absprangen, stellen kleine Messer und Schaber dar mit haarscharfen Kanten und oft wie geschaffen, um, gehalten zwischen Daumen und den ersten Gliedern von Zeige- und Mittelfinger, beim Säubern der Innenseite eines Felles schabend zu helfen. —

Dann bricht sich das Sonnenlicht vor meinen Füßen in einem bläulichen Feuersteinsplitter. Fast wie Edelstein wirkt er, aber nur wenig ist zu sehen. Als der Deich hier vor wenigen Monaten Sommerpromenade war, ist er tief in die Erde getreten. Er sieht mir aber so besonders aus und eins der vorher aufgenommenen kleinen Messer hilft ihn heraus zu holen. Es ist ein kleines, überaus schönes Stück in Farbe und Form mit einer regelmäßigen, etwas gebogenen Schneide, von beiden Seiten angeschliffen. Mir ist diese schwere Pfeilspitze oder der kleine Meißel ein Gruß aus der grauen Vergangenheit um diesen See und gleichzeitig auch aus der fernen Heimat, wo ich ähnliche, fast gleiche Stücke von unseren Äckern aufnahm und in dem schwarzen fruchtbaren Inseln unseres Sees fand.*) Und wie kamen die Stücke hier auf die Deichkrone? Als zum besseren Bewachsen und Befestigen des Deiches Mutterboden mit der Feldbahn herangeschafft und ausgebreitet wurde, war auch eine darin oder darunter versunkene Stelle mit Abfällen und Resten einer alten Feuersteinwerkstatt mit dorthin gelangt und ausgebreitet worden. Jede stärkere Regenzeit legt neue Splitter und Späne frei, und wenn die schräge Wintersonne dann über den Deich scheint, glänzen und flimmern die kleinen Stücke, als wollten sie die Augen der Menschen auf sich ziehen.

So oft geschieht es im Leben, das gleiche oder ähnliche Dinge sich bald hinter einander noch einmal wiederholen. Die Erinnerung, die aus den kleinen, unscheinbaren Feuersteinpänen an die sieben Inseln unseres weiten Heimatsees wach geworden war, gleich darauf wurde sie noch einmal, aber viel eindringlicher, gewaltiger herabgesandt aus hoher Luft durch das Flügelsingen einer Schar von zwölf wilden Höckerschwänen. Vom Osten waren sie gekommen, überflogen die ganze Breite des Sees, den Deich und mich, beschrieben über den Wiesen des Ochsenmoores einen großen Bogen und kehrten, immer niedriger fliegend, wieder zurück über mich, um nahe dem Ufer mit angewinkelten Flügeln und bremsend vorgestreckten Rudern brausend auf dem Wasser niederzugehen. Nun lagen sie auf dem mattblauen Novemberwasser wie eine Reihe glänzend weißer Perlen. Nur die Flügel der Höckerschwäne singen im Fluge wie Aeolsharfen und auch nur sie haben auf dem Wasser die königliche Stellung durch die edel gebogenen Häuse, die schön getragenen Flügel. Die Singschwäne und auch die Zwergschwäne haben kein melodisches Flügelsingen wie die Höckerschwäne, das in Verbindung mit der Schönheit ihrer Flugbilder in der weiten, freien Natur, sei es über Wäldern, über Seen oder den Küsten des Meeres einen unvergeßlichen Eindruck macht. So zart und angenehm dieser Ton ist, so trägt er doch weit und setzt sich auch bei der Brandung des Meeres durch, wenn eine Wildschwanschar über ihr west- oder ostwärts an uns vorüberfliegt.

Der vorher erwähnte „See der sieben Inseln“ war einer der vier besonders guten Höckerschwaneseen meiner Heimat. Die Flugbilder der Kraniche und der Schwäne gaben ihm sein Gepräge. Die Kraniche zogen im Oktober fort. Die Schwäne aber blieben und trennten sich erst von ihm, wenn es nicht mehr anders ging, wenn der Frost ihnen das Wasser nahm, den See vollkommen schloß und der Hunger sie zum Ziehen zwang. Ließ der rauhe Ost aber ein völliges Zufrieren der ganzen Seefläche nicht zu, hielt er durch aufgewühlte Wellen größere Blänken frei von Eis, dann blieben auch die Schwäne, begnügten sich mit der knappen Nahrung an den für ihre großen Scharen zu geringen Flächen, standen und lagen oft wochenlang auf den Eisträndern und konnten sich nicht trennen. Für gewöhnlich war es der Monat November, der den See durch ein paar windstille Frostnächte schloß. Am Tage schien dann die Sonne, und der Anblick der hin und her ziehenden Schwäne, deren Zahl in die Hunderte ging, die nach Wasser suchend durch die helle Winterluft zogen und ihre mächtigen Flügel singen ließen, war überwältigend und unvergeßlich.

Viel seltener kommen Höckerschwäne im Herbst, Winter und Vorfrühling an den Dümmer als die nordischen, nicht mehr in Deutschland brütenden Sing- und Zwergschwäne. Sie bleiben wohl mehr in der Nähe der Küsten und auf dem Meer vor Holland. Die beiden anderen Arten aber beleben den Dümmer oft, auch sie bringen ihm durch die weiße Farbe der alten und ganz besonders durch die lauten, wie mehrstimmig klingenden Rufe der Singschwäne, wenn sie in größerer Schar wie in Frage und Antwort sich verständigend zu der Wasserfläche des Dümmers gezogen kommen oder sich von ihr erheben, um weiter zu wandern.

Ohne Glas und auf weite Entfernung sind Sing- und Zwergschwan schwer voneinander zu unterscheiden. Auch der Größenunterschied ist nicht bedeutend genug. An der Stimme geht es leichter. So klangvoll und schön wie die Singschwäne rufen die Zwergschwäne nicht, ähnlich wohl, aber gepfeßter und leiser.

Als die Sonne untergeht an diesem Novembertag, auch fast wie im Spätsommer in den unwahrscheinlich roten Dunst über der Dümmerlandschaft versinkend, blitzt kein Feuersteinspan mehr auf, und je tiefer sie sinkt, um so grauer wird der See, die Schwäne heben sich nicht mehr ab, letzte Reiher ziehen zu ihren Schlafbäumen, und die Farbe des südwestlichen Abendhimmels verheißt einen regennassen nächsten Novembertag.

*) Mein Buch: „Der See der sieben Inseln“.

An die Jugend!

Als wir vor Jahresfrist unseren ersten Heimatbrief hinaus sandten an die engeren Heimatgenossen, deren neue Adressen uns bekannt waren, wollten wir damit wieder eine Brücke schlagen zu allen, die in der Fremde zerstreut sind. dem harten Vertriebenenschicksal unterworfen. Was uns nach unserer Ausweisung und nach allen körperlichen und seelischen Entbehrungen und Nöten bewegte, ließ unsere Herzen oft bange schlagen. Alles, was wir in der Heimat hatten zurücklassen müssen, stand schmerzhaft vor unserer Seele. Die Alten, deren Kraft für diesen Leidensweg der letzten 5 Jahre nicht mehr ausreichte, das Gebet ihrer einsam gewordenen Tage war: Herr, laß mich in heimatlicher Erde ruhen. Sie konnten und wollten nicht vergessen, was ihr ganzes Leben ausgefüllt und gesegnet hatte. —

Für Kind und Kindeskind hatten sie gearbeitet, jetzt waren sie bar aller irdischen Güter. Aber ein Vermächtnis ließen sie der Jugend, unvergänglich und unzerstörbar: den Gedanken an die Wiederkehr in unsere Heimat, dann, wenn Gottes Walten es bestimmen würde. Und noch einen zweiten, unverlierbaren Schatz übergaben sie uns, einen heiligen Auftrag: Den Gedanken an die Heimat wach zu erhalten, alles das der Jugend immer wieder vor die Seele zu stellen, was in dem Wort „Heimat“ sich prägte.

Wertvolles Erbe übernahm damit die Jugend. Aber auch einen ersten Auftrag. Wir Alten, die vor der Jahrhundertwende unbeschwerte Kindheit im Elternhaus verleben durften, die berufliche Ausbildung vor dem ersten Weltkrieg genossen und einen gesicherten Familienstand begründen konnten, wissen, daß der jungen Generation ganz andere, viel schwerere Aufgaben gestellt sind, um den Lebenskampf zu bestehen. Schon im Kriege und wieviel mehr in den letzten 6 Jahren mußte sie erkennen, daß nur eigene äußerste Anstrengungen sie fähig machte, sich im Leben zu behaupten. Es blieb keine Zeit, zurückzublicken und über den Wandel des eigenen Lebens nachzudenken. In neuen Lebensräumen mußten Erinnerungen der Kindheit verblasen, zumal in gar so vielen Familien das Elternhaus nicht mehr die Wohnstätte, das äußere Band der Familie, bedeutete. In räumlicher Trennung von den Nächsten wurde das vergessen, was uns immer wieder mahnen läßt: Ihr Jungen, seid treu unserer alten geliebten Heimat und bekennt Euch jeder an seinem Platze unerschrocken zu ihr. Das Land, das uns, unsere Väter und Vorväter geboren und geformt hat, war immer Grenzland und in Jahrhunderten haben Deutsche aller Stämme es zu dem gemacht, worauf wir stolz sein können: Eine Kornkammer und ein unersetzbarer Teil unseres großen deutschen Vaterlandes, dessen Erträge aus der Landwirtschaft viele Millionen Westdeutscher mit wertvollen Nahrungsmitteln versorgen konnte. Als zähe, harte, wortkarge Kämpfer wehrten sich unsere Söhne bis zum bitteren Kriegsende in zwei Weltkriegen, um uns die Heimat zu erhalten. Dafür gaben unzählige ihr Leben in treuester Pflichterfüllung. Die Zurückgekehrten aus Rußland, nach unsäglichen Leiden in der Kriegsgefangenschaft, ertrugen alles, um noch einmal heimkehren zu können, wieder freie Menschen zu sein und mitzuarbeiten am Bau eines neuen Deutschlands.

Wir können es nicht still hinnehmen, wenn es hier im Westen, Norden und Süden in allen Ländern des jetzigen deutschen Bundesstaates bisher so wenigen Menschen klar geworden ist, daß Deutschland und damit auch Europa nur dann erfolgreich an einem friedlichen Aufbau der alten Welt mitarbeiten kann, wenn die Reichsgrenzen von 1938 wieder hergestellt werden. Aber die Jugend muß selber daran mitarbeiten, dieser Erkenntnis Geltung zu verschaffen. Und die ostpreußischen Eltern, die noch Kinder in der Schule haben, müssen immer wieder die Forderung stellen: Lehrt unsere Kinder auch ostdeutsche Heimatkunde!

Mütter und Väter, erzählt den Kindern von den Schönheiten Ostpreußens und überliefert ihnen die Namen und alles das von geistigem Volksgut, was uns die Heimat ins Gedächtnis prägte. Die ostpreußische

Mundart, unser schönes Plattdeutsch, braucht sich nicht als Aschenbrödel zu verstecken. Die Jugendlichen, die im Süden oder Norden jetzt im Berufsleben die heimische Mundart verstehen und sprechen lernen, werden es sicher oft empfinden, daß nicht die Sprache, sondern Herz und Charakter dem Menschen Geltung und Achtung verschaffen.

Die neugegründeten Jugendverbände unserer Landsmannschaften und örtlichen Vertriebenenvereine haben wichtigste Aufgaben. Macht mit und stellt sie auf breitere Basis, nehmt einheimische Mädchen und Jungen in Eure Reihen auf. So schafft Ihr die besten Möglichkeiten, einander kennen zu lernen und von einander zu lernen, daß wir eine große Familiengemeinschaft in Deutschland sein müssen und sein können. Erzählt immer wieder von den Schönheiten unserer Heimat, den Seen und Wäldern, Tieren und Pflanzen und prägt Euch und der einheimischen Jugend die Namen der Stätten ein, wo deutsche Jugend sich zäh behauptete im Kampf um die Heimat. Kein Name eines Dorfes, kein stilles Wasser, kein altes Bauwerk darf in Vergessenheit geraten.

Seid stolz, in Ostpreußen und im Kreis Angerburg geboren zu sein. Die Heimat hat Euch geprägt zu Menschen, die niemals mutlos werden dürfen. Bleibt ihr mit jedem Gedanken treu! Dann wird Gott sie uns dereinst wieder freigeben.

Euer Kreisvertreter
Ernst Milthaler, Schoenbrunn.

Liebe Angerburger Heimatgenossen!

Es wird vielleicht so manchen von Euch interessieren, wie es jetzt in unserer lieben Heimat aussehen mag. Da ich erst am 2. Juli 1950 innerhalb von 2 Stunden ausgewiesen wurde, will ich, soweit es mir möglich ist, schildern, wie es mir dort ergangen ist. Mein Heimatort Kerschken, Kirchspiel Benkheim, wird so manchem alten Angerburger noch bekannt sein durch seine vor 1914 aufgeführten Sedanfestspiele. Jetzt ist es zum größten Teil ein Trümmerhaufen. Als ich am 4. Juli 1945 von Blankenburg im Kreis Heilsberg zurückkehrte, konnte ich es kaum fassen, daß unsere Heimat so verwüstet worden ist. Nach Aussagen von Frau H. aus Lissen und Frau Meta A. aus Kerschken, die schon im Februar 1945 nach der Heimat zurückkehrten, sind am Ostersonntag 200 Russen von Goldap durch die Dörfer Grabowen, Schöntal, Glowken, Kullnischken, Kerschken, Sawadden bis Klein-Lissen in gerader Linie durchgezogen und haben alles niedergebrannt. Nach Aussagen von verschiedenen Polen sollte das die Grenze zwischen Polen und Rußland sein. Aber im Herbst 1945 wurde sie bis hinter die Goldap verlegt. In Kerschken im Dorf selbst sind die meisten Höfe ganz oder teilweise abgebrannt. Ebenso die Gehöfte im Abbau nach Lissen zu, außer meinem Hof, auf dem auch an mehreren Stellen Feuer angelegt war, aber nicht gebrannt hat. Die Abbauten nach der Heydtwalder Forst hin haben wenig gelitten. Da ist nur Kleschewski, Kapust und Freyer abgebrannt. Die anderen Höfe und Gebäude, die noch standen, waren alle mehr oder weniger von den Polen demoliert, denn die Polen fühlten sich jetzt als die Herren. Sie kamen in ganzen Kolonnen aus dem Suwalkigebiet und nahmen alles, was sie nur finden konnten, Maschinen, Möbel, Fenster und Ackergeräte. Besonders erpicht waren sie auf Wagen und Wagenräder. Wenn man sich dagegen zur Wehr stellte, wurde man geschlagen und mit Erschießen bedroht, denn jeder Pole hatte ein Gewehr bei sich. Zwischendrin kamen auch die Russen mit Autos, die aber nur die ganz guten Möbel mitnahmen, Kleider und Betten, wenn wir die Sachen nicht gut versteckt hatten. 6 Familien waren nach Kerschken zurückgekehrt, und wir haben in der ersten Zeit gehofft, daß die anderen auch noch kommen werden. Leider vergebens!

Der Roggen und Klee stand auf den Feldern sehr schön. Ich und auch die anderen Familien haben ein gut Teil Roggen gemäht und auf dem Rücken heimgetragen, in der Hoffnung, wenn im Herbst die anderen kommen,

sollten sie Brot haben. Kartoffeln haben wir uns mit dem Spaten gepflanzt. Davon ist nicht viel geworden, weil es schon zu spät war. Dazwischen kamen noch immer Russen und holten uns zum Kartoffelauslesen. Verschiedene jüngere Leute nahmen sie mit und keiner kam zurück. Unsere Hauptnahrung war Schrotsuppe und ein paar Kartoffeln, die wir noch hier und da fanden. Das Mehl haben wir uns selber auf einer Handmühle gemahlen (Quirl), die ich mir zusammenbaute. Im Juli 1945 gingen die Frauen ab und zu einmal nach Wolken, um dort für die Russen Kühe zu melken. Als Entlohnung bekamen sie einen Eimer voll Milch mit. Im September 1945 kamen die Russen noch einmal nach Budziskan und Lissen als Ernte- und Druschkommando. Sie holten die Deutschen zum Dreschen, junge Mädchen und Frauen mußten meistens im Versteck leben. Wo die Russen noch etwas fanden, nahmer sie es uns fort. Im Oktober zogen die Russen ab und die Polen übernahmen die Verwaltung.

Ende Oktober kam der erste Pole nach Sawadden und bezog das Grundstück von Karl Lange. Im Laufe des Winters und 1946 kamen immer mehr. In Angerburg wurde ein Landratsamt eingerichtet. Nach Benkheim kam eine Polizeistation, und das ganze Kirchspiel Benkheim wurde eine Gemeinde mit einem Amtskommissar. Sämtliche deutsche Schrift wurde entfernt und die Ortsnamen alle in polnische umgeändert. So hieß zuerst Angerburg Wegoborg, jetzt Wengorzewo, Benkheim Bankowo, jetzt Bani Mazurski, Kerschken hieß Wiesnewo, jetzt Keschkie. Die Polen, die ankamen, waren alle sehr arm. Die meisten hatten nur ein verhungertes kleines Pferd und dasselbe hatten sie in Wutkitausch von den Russen eingehandelt. Jetzt ging das Plündern richtig los. Alles wurde zusammengefahren, was sie noch fanden: Eggen, Pflüge, Schlitten usw. Am meisten begehrt waren die Breitdrescher. Die wurden dann ausgeschlachtet und davon machten sie kleine Kästen für Göpelantrieb. Jede Woche fuhren sie nach Polen und verkauften ihre Sachen. Für einen kleinen Dreschkasten bekamen sie eine Kuh oder ein Pferd, und so brachten sie sich langsam den Viehbestand hierher. Wir als Deutsche mußten zu den Polen zur Arbeit gehen. Das Essen war sehr schlecht und als Bezahlung, d. h. wenn sie bei guter Laune waren, gab es eine Flasche Milch, meistens nichts. Im Frühjahr 1946 kamen nach Rothebude und Teufelsberg polnische Förster, die jeder ein ehemaliges Forstamt bewirtschafteten. Unsere Männer mußten nun in den Wald gehen. Das trockene Käferholz wurde als Langholz geschnitten. Die Deutschen bekamen 20 Stk. für den Festmeter, während die Polen schon 100 Stk. bekamen. Zu kaufen bekam man nichts. Wir haben unser Essen mit Viehsalz und Kali gesalzen. Die Butter kostete damals 240 Stk. und an uns Deutsche haben sie nichts verkauft. Im Mai 1946 wurden Bürgermeistereien eingerichtet. Wir gehörten zum Schulzenamt Sawadden, dazu Mitschkowken und Budziskan. Der Bürgermeister (Schultis) war der erste Pole auf Karl Langes Grundstück, der hierher kam. Er konnte nicht lesen und schreiben, und sein Vertreter war ein ehemaliger Kuhhirt aus dem Gebiet Suwalki, der etwas deutsch sprechen und schreiben konnte. Im Sommer 1946 wurden alle Deutsche registriert, jeder sollte nach Angerburg, um sich einen Ausweis zu holen. In Wirklichkeit war es ein Masurenschein, d. h. für Polen optieren, jedoch wurde uns das verschwiegen. Es hieß, wenn wir den Schein hätten, bekämen wir Kleider, Pferde, Vieh und Saat usw. Verschiedene haben das gemacht. Als man aber merkte, was das zu bedeuten hatte, trugen die meisten die Scheine zurück.

Im Sommer 1946 hieß es, alle, die diesen Schein nicht haben oder zurückgetragen haben, müssen von hier fort über die Oder fahren. Ja die Freude und Hoffnung war groß. Endlich Ende September 1946 hieß es, am 1. Dezember fahren alle Deutschen raus. 4 Tage vorher kam die O. B., das ist die geheime Staatspolizei, und die Deutschen wurden geplündert. Alles nahmen sie fort bis auf eine ganze Kleinigkeit. Am 1. Dezember wurden alle nach Benkheim gefahren; es war wieder ein neuer Befehl gekommen. Da kam die Polizei und der Amtskommissar mit einer neuen Liste und alle

Namen, die mit a oder kie endeten, wurden zurückgehalten, mit der Begründung, der Transport wäre überfüllt. Ferner sagte man, daß alle mit polnischen klingenden Namen im Januar 1947 fahren würden. Dazu gehörten auch wir und mußten wieder nach Hause zurück. Die Not war groß, und es blieb uns nicht anderes übrig, als bei den Polen Betteln zu gehen. Im Winter 1947 wurden dann in Angerburg und Rothebude Geschäfte eröffnet. Wenn man Glück hatte und die Polen bei guter Laune, konnte man Kleinigkeiten kaufen. Aber oft ist man den Weg nach Angerburg, über 35 km, umsonst gegangen, denn es war nichts da oder man bekam nichts. Seit dem Frühjahr 1947 gingen die Aufnahmen los. Sehr oft wurden wir nach Angerburg oder Benkheim bestellt. Jedesmal war es das gleiche. Feststellung der Personalien und dann wurde man gequält, den Masurenschein zu unterschreiben, Zum Schluß hieß es: „Du polnischen Namen, Du nicht nach Deutschland fahren“. So manchmal mußten wir von morgens bis spät in die Nacht sitzen, wurden öfters hineingeholt und sollten unterschreiben. Die jüngeren Leute mußten auf der Polizeistation die schmutzigsten Arbeiten machen. Aber das alles konnte uns nicht entmutigen. Schließlich wollten sie uns mit Gewalt auf die „Miunteks“ (große Besitzungen) bringen. Wir haben uns gestäubt und der Förster, ein ehemaliger Posener, setzte sich für uns ein. So konnten wir zu Hause bleiben. Die großen Besitzungen wie Wolken, Gruber und Molks Benkheim und Sakauschen haben sie gleich in Verwaltung genommen. Es sind Staatsgüter. Leute aus den Kreisen Rastenburg, Sensburg, Lötzen und Rössel, die auch nicht den Masurenschein unterschrieben, kamen dahin. Die Arbeit ist schwer und lange bei geringster Bezahlung. Dieses Jahr geht alles nach „Norma“, wer sein Norma nicht erfüllt, erhält sehr wenig. Die Bewirtschaftung ist sehr schlecht. Von manchen Stücken haben sie nicht einmal die Saat geerntet. Jetzt haben sie alle Besitzungen von 400 Morgen an in Verwaltung genommen. Besitzer F. Jakunen hat den Masurenschein unterschrieben, und sie gaben ihm 2 Pferde und Vieh. Im Jahr 1950 nahmen sie ihm auch das Grundstück weg. Er war noch bis Warschau zur Regierung gefahren, es hat aber nichts genützt. „Gesetz ist Gesetz“ sagen sie. Einzelne Familien, die für Polen optierten, ließen ihre Angehörigen aus Deutschland nach dort kommen. Die Leute rissen sich alle die Haare vor Wut aus, daß sie diese Dummheit gemacht haben.

Der Pole hat viel zu wenig Menschen, um unser gutes Land zu besiedeln. 1945 und 1946 und auch noch 1947 waren die Felder ein Distelmeer. Im Herbst, wenn diese reif waren, und der Wind zog etwas schärfer, dann sah es aus, als ob es schneite. Jeder Pole hat damals nur ein kleines Stück Land beackert, und von demselben hatten sie nicht einmal für sich Brot genug. Im Mai 1947 brachte der Pole nun die ehemaligen Galizier, sie nennen sich heute Ukrainer, nach den deutschen Gebieten. Die Leute wurden auf die leeren Gehöfte angesetzt. Verschiedene hatten Pferde und Kühe mit und in der ersten Zeit hat sich keiner um die Leute gekümmert. Nun ging das Stehlen wieder von neuem los. Sie nahmen alles, was nur irgend möglich war. Aber gegen uns Deutsche waren sie freundlich eingestellt, und man konnte von den Leuten etwas mehr bekommen. Ich habe die ganzen Jahre mit mehreren deutschen Männern und Frauen in Heydtwalde im Holzschlag gearbeitet.

Unser schöner Wald wird richtig verwüstet; im ersten Jahr wurde das trockene Käferholz zu Langholz geschnitten, das dann 2 Jahre liegen blieb. Es fuhr keiner etwas raus, dann wurde es zu Papierholz aufgeschnitten. Im vergangenen Winter wurde alles gesunde Holz geschnitten und im Frühjahr mit Autos nach Lötzen und Widminnen gefahren. Für den kommenden Winter wurden schon aus der Försterei Olschöwen 4000 Festmeter, das beste und stärkste Holz, zum Schlagen ausgezeichnet. Brennholz wird überhaupt nicht aufgearbeitet. Windbruch und das angefaulte bleibt liegen und verdirbt. Die polnischen Bauern haben kein Geld, um Brennholz zu kaufen. Sie brechen lieber die Holzhäuser um, und sägen die Ständer und Streben in den Gebäuden aus. Wenn dann der Wind die Gebäude umwirft, nehmen sie das letzte. Das Geld versaufen sie und kaufen sich Plunder.

Das Land wird auf einer Furche umgerissen, einmal mit der Egge vor und dann nachgeggt, und dann wächst meistens nur Quecke. Die Bauern haben auch keine Lust, etwas zu machen, denn in fünf Jahren soll alles Kolchosa werden. Sie sagen: „Nehmen uns alles fort“. An den Waldrändern findet man die schönsten Schonungen. In Kerschken von der Lisser Landstraße nach dem Boreck zu ist schon Wildnis. Ebenso an der Heydtwalder Forst entlang. Und so sieht es nicht nur in meinem Dorf, sondern im ganzen Kreis aus. Es ist wirklich ein Jammer, wenn man das so ansehen muß, wie unser Land verdarrt und Wüste wurde. Man könnte vor Wut weinen.

Jetzt müssen hier so viele Leute auf einem engen Raum leben und dort ist Platz und Arbeit. Dieses dumme Volk, das von allem keinen blassen Schimmer hat, verwüstet noch das letzte. Ebenso ist es mit den Verkaufsläden; alle sind staatlich und die Verkäufer Beamte. Wenn nun mal Zucker hereinkommt, so wird verkauft. Natürlich bekommen die guten Freunde so viel, wie sie bezahlen können. Wenn nichts mehr da ist, muß das eben die andere Bevölkerung verschmerzen, bis mal wieder etwas hereinkommt. Und so geht es mit Stoffen, Salz, Grütze und Streichhölzern. Aber der Schnaps geht niemals aus. Der Liter kostet 800 St. Für uns Deutsche war selten. Ware übrig und zweitens hatten wir auch nicht das Geld dafür. Wir haben die Stunde 42 St. bekommen. Im ganzen Kirchspiel Benkheim waren jetzt zwei Verkaufsläden, dann noch einer in Buddern und zwei in Angerburg. Ware kam sehr wenig herein.

Ich habe nun alles in groben Zügen beschrieben, und der liebe Gott hat unser Gebet erhört und uns endlich am 2. Juli von diesem Elend befreit. Ich warne jeden, sich dazu zu entschließen, bei den jetzigen Verhältnissen nach dort zu gehen. Es leben noch so viele deutsche Brüder und Schwestern dort, die auch aus dem Elend heraus möchten, aber als Sklaven festgehalten werden. Möge jeder sich dafür einsetzen, daß seine Angehörigen auch erlöst würden. Aber wir wollen den Mut und die Hoffnung nicht sinken lassen, genau wie wir es taten, daß wir einstmals unsere Heimat wiedersehen werden, denn Gottes Wege sind wunderbar, und man weiß nicht, wozu das alles gut war.

In treuer Heimatverbundenheit
O. P.

Die Schlacht bei Sedan im Kreise Angerburg

Wie in Oberammergau die Passionsspiele, so wurden in früheren Zeiten in den Dörfern Kerschken, Mitschkowken, Budzirksken Sapallen, Lissen im Kreise Angerburg alljährlich am 2. September die Schlacht von Sedan aufgeführt, eine Veranstaltung, die zum Volksfest für die weiteste Umgebung wurde. Die Darsteller der Hauptpersonen waren Kriegsteilnehmer von 1870/71 in ihren alten Uniformen. Nur die Rolle des Napoleon gut zu besetzen hielt schwer, denn die Darsteller der Hauptpersonen verloren ihre bürgerlichen Namen für allezeit und wurden nur noch als Bismarck, Moltke usw. angeredet. Es war nicht gerade honorig für einen alten Kriegsteilnehmer, sich Napoleon anreden zu lassen. Außerdem war mit dieser Rolle noch die viel üblere Sache verbunden, daß Napoleon verhaufen wurde. Gegen ein gutes Honorar hatte sich der Tischler A. bereit erklärt, den Napoleon zu mimen. Das Honorar wußte er in jedem Jahr zu steigern, dafür wurde er dann auch wieder stärker verhaufen. — So wurde auch im Jahre 1895 wieder die Schlacht von Sedan aufgeführt. Die Artillerie, dargestellt durch auf Wagen gelegte Baunstämme mit eingestemmen Löchern, aus denen Kanonenschläge und Böllerschüsse abgebrannt wurden, feuerte ununterbrochen. Die Infanterie griff auf der ganzen Linie an. König Wilhelm, dargestellt durch den Gastwirt aus B., der dieselbe Bartracht wie König Wilhelm hatte, hielt auf seiner alten, schwarzen Fohlenkoppel auf der Anhöhe, umgeben von seinen Paladinen und großem Gefolge und beobachtete

den Fortgang der Schlacht. Dann erschien ein Offizier mit der Parlamentär-
fahne, Einzug mit Musik in das zerschossene Sedan, alles sang: „Nun danket
alle Gott“, und dann hob ein mörderisches Zechen an, das bis zum Morgen
dauerte. Soweit war alles in Ordnung und historisch. — Nach dem Einzug
in Sedan wurde indessen noch die Zusammenkunft Bismarcks und Napoleons
aufgeführt, die sehr unhistorisch verlief. Bismarck und Napoleon trafen sich
zu Pferde auf der Straße, stiegen ab und sollten nun in ein Haus eintreten.
Bismarck ergriff indessen Napoleon beim Kragen, dann sprangen Molke und
Roon hinzu und verhauchten Napoleon derartig, daß dieser hilfeschreiend in
wenigen Augenblicken dem Gesichtskreis der Zuschauer entschwand. Tischler
A. klagte nun gegen seine Feinde wegen der Prügel, und seitdem Schöffengerichte
bestehen, soll die Sitzung, in welcher die Verhandlung stattfand, die
heiterste in Angerburg gewesen sein; die Kläger nannten die Beklagten nicht
mit ihren bürgerlichen Namen, sondern mit ihren Darstellernamen. Der
Vorsitzende des Schöffengerichts schlug eine gütliche Einigung vor, worauf
Napoleon erklärte: „Mit dem Moltke und dem Roon wöll eck mi verdräge,
dem Bismarck nich, dat Oas hätt mi to doll gegaewe.“ So wurde Bismarck
zu 5 Mark verurteilt. U. G.

Briefauszug aus Andreastal (Willudden) am 5. Oktober 1950.

„Es geht uns immer noch leidlich. Wie lange noch? Wir haben uns
vom Spaten zum Pferd emporgearbeitet, alles in die Wirtschaft gesteckt.
Zum Kauf von Betten reicht es nicht, die Steuern fressen uns auf. Vielleicht
müssen wir im nächsten Jahr gemeinsam arbeiten und essen gehen — Kol-
chose. Das Mädchel bekommt 7000 Sloty im Dienst pro Monat, ein Paar Schuhe
kosten 9000 Sloty. — Die Polen nahmen uns vor zwei Jahren unsern Sohn
(27 Jahre alt). Er bleibt verschollen. Schreiben nach Warschau und Allen-
stein nutzten nichts. Wir Deutsche sind bloß ein Stück Kot unter den pol-
nischen Fußsohlen. Wir sind nicht wert, daß man uns antwortet. Eine Ein-
wohnerin aus L. erhielt als Strafe 8 Jahre Zuchthaus für Empfang eines
Heimatbriefes. —

Wir fühlen uns hier wie Vögel, die sich auf eine Klippe verfliegen
haben und auf Befreiung warten.“

Totenge denktafel

Benkheim - Schäferrei: Kischkat, Emil, Bauer, gefallen 1. 4. 1945 in Danzig.

„Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet,
ich habe Glauben behalten.“
(Titus I. 4/7.)

Gesucht wird:

- Herr und Frau Hammer, Bethesda-Anstalten in Angerburg, und Frau
Freudenberg, geb. Hammer, von Karl Kowalkowski-Angerburg, jetzt
(24 a) Wedel (Holst.), Schillerstr. 61.
- Frau Marta Ollick, Albrechtswiesen, von Frau Berta Poplawski-Endeholz,
(20 a) Kr. Celle.

- Frau Marta Brach, geb. Kasper, Lissen, Frau Elfriede Wolf, geb. Ol-
schewski, Lissen, von Frau Ottilie Schulz, geb. Kropla, jetzt Wanne-
Eickel, Emscher Str. 147.
- Paul Wischniewski-Rosengarten, von Herbert Koch, (24 a) Buxtehude,
Schanzenstr. 20.
- Frau Dorothea Paslack, geb. Pagel, Wilhelmswalde, geb. 22. 8. 1904, ver-
schleppt am 16. 3. 1945 in Försterei Wenden, Kr. Rastenburg, von Max
Paslack-Wilhelmswalde, jetzt Erxleben, Dorfstr. 10, Kr. Osterbg., Altmark
- Frau Ilse Thomas, geb. Sudde, geb. 23. 9. 1922 in Ostau, Otto Sudde, geb.
27. 8. 1880 in Mertendorf, Kr. Friedland, Frau Flora Sudde, geb. 24. 10.
1894 in Dresden, geb. Büttner, sucht Willi Thomas, Dresden H 36, Hanns
Rotbarthstr. 8 II. Alle drei zuletzt wohnhaft in Paulswalde (Mühle),
fanden am 21. 1. 1945 in Kgbg., Thorner Weg 16, bei Packruhn Unter-
kunft. Letzte Nachricht aus Kgbg. vom 14. 2. 1945.
- Melkermeister Ernst Griguhn-Klimken, von Fritz Fellechner-Gurren,
jetzt Brake/Unterweser, (23) Oldenburg, Postfach 89.
- Frau Elise Kasper, geb. Kraemer, geb. 27. 10. 1885 in Kuinen, Kr. Dar-
kehmen, zuletzt Numeiten, evakuiert nach Texeln, Otto Kasper, geb.
13. 2. 1916 in Druschlanken, wohnhaft Numeiten. Seit Okt. 1944 beim
Volkssturm, 3. Komp., Einsatz bei Goldap, von Franz Kasper, (23) Wagen-
feld-Haßlingen 110, Kr. Diepholz.
- Schmiedemeister Conrad Chrosziel, Lissen, von Artur Endiger-Nenn-
heide 54, Kr. Kempen (Rheinl.).
- Angehörige von Frau Ida Waschulewski-Lissen, die noch mit 3 Kindern
in Lissen lebt, zwecks Herausführung. Nachricht an Ernst Milthaler,
Göttingen, Geschäftsstelle Jennerstr. 13, oder an die Landsm. Ostpr. in
Hamburg.
- Bücherrevisor Wilhelm Becker-Angerburg, Entenstr. 3, und Ehefrau und
Sohn Willy B., Rademacherstr., gesucht von Frau Charlotte-Luise Sza-
meit-Lemathe Oestrich (Westf.), Grüentalstr. 27.

Mitteilungen und wichtige Anweisungen der Geschäftsstelle:

Göttingen, Jennerstr. 13

Neue Anschrift des Kreisvertreters Ernst Milthaler-Schönbrunn, (20 b)
Göttingen, Jennerstr. 13, I. Etage, gleichzeitig Geschäftsstelle.

Anschrift der Heimatkarteibearbeitung: Hans Priddat, (20 a) Hankens-
büttel, Bahnhofstr. 27, überWittingen.

Die alten Postscheckkonten sind aufgelöst. Das jetzige lautet: Ernst
Milthaler, Sonderkonto Hannover Nr. 98 704.

Alle Beiträge und Spenden sind nunmehr auf das neue Konto zu
überweisen.

Alle Briefsendungen sind an den Kreisvertreter zu richten. Herr
Erich Pfeiffer-Lübeck bittet, darauf hinzuweisen, daß er nicht zum Geschäfts-
führer der Kreisgemeinschaft gewählt ist, sondern zum Mitglied des Kreis-
ausschusses an Stelle von Herrn Groos-Hannover, der eine Wiederwahl
ablehnte.

Weitere Kreis Ausschußmitglieder sind: Hans Priddat, gleichzeitig als
Stellvertreter des Kreisvertreters, Herrn Franz Jordan, Frau Gertrud
Boettcher.

Der Kreisvertreter ist gleichzeitig Vorsitzender des Kreisprüfungs-
ausschusses für Schadanafeststellungen, Herr Priddat, sein Stellvertreter.

Es kann damit gerechnet werden, daß im Frühjahr die Arbeiten der Kreisprüfungsausschüsse beginnen. Die Zusammensetzung derselben wird rechtzeitig bekannt gegeben werden. Nochmals wird die Einsendung der Kreiskarteikarten angemahnt, die wichtigste Unterlagen sind. Näheres über die Organisation der Kriegsschadenfeststellungen wird zu gegebener Zeit im Nachrichtenblatt der Landsmannschaft „Das Ostpreußenblatt“ zu lesen sein. Wir bitten nochmals dringend, „Das Ostpreußenblatt“ zu bestellen, um der Landsmannschaft die finanzielle Grundlage für alle wichtigsten Aufgaben zu stärken.

Unser Heimatbrief, der nicht so häufig und nicht in bestimmter Folge erscheinen kann und soll, wegen der ganzen dafür ehrenamtlich geleisteten Arbeit, bedeutet kein gleichwertiges Organ wie das „Ostpreußenblatt“, nur eine notwendige Ergänzung alles dessen, wofür die Spalten des „Ostpreußenblattes“ nicht ausreichen und was uns die engere Heimat wachhalten soll. Die Bemühungen sind stets darauf gerichtet, den Heimatbrief auch allen denen zuzustellen, die dafür keine Beiträge zu zahlen imstande sind. Wir bitten aber alle engeren Heimatfreunde, uns weiter mit Spenden für diese Aufgaben zu unterstützen, die weiter dazu dienen müssen, um alle Anfragen (Porti) an die Kreisgemeinschaft und notwendige Schreibhilfen zu bezahlen.

Sehr oft wird kein Rückporto beigelegt, oder Briefe kommen als unbestellbar zurück, weil Wohnortwechsel nicht angezeigt ist.

Auch an dieser Stelle danke ich besonders den Landsleuten, die uns Beiträge für den Heimatbrief einsandten, insbesondere den Herren Pfarrern. Aus zeitlichen und technischen Gründen wird der Heimatbrief Nr. 7 nicht wie beabsichtigt zum Weihnachtsfest in den Händen aller Leser sein, wofür infolge Umzugs des Kreisvertreters um Nachsicht gebeten wird.

Das nächste große Kreistreffen soll im Mai/Juni wiederum in Hamburg sein. Ein zweites in Hannover oder Göttingen. Wir sind dankbar, wenn uns aus Süddeutschland besondere Wünsche für ein Treffen der Angerburger zugeleitet werden und sich geeignete Personen für deren Organisation und Vorbereitung einsetzen wollen.

Auf der letzten Kreisvertretertagung in Hamburg wurde eindringlich über vordringliche, wichtige Arbeit der Fertigstellung und Einreichung „der Dokumentation der Unmenschlichkeit“ verhandelt.

Es geschieht im Auftrage des Bundesministeriums für Vertriebene. Es ist erwartet, daß jeder Heimatkreis mindestens 15—20 Berichte einreicht. Sie sind an den Kreisvertreter baldmöglichst bis spätestens Mitte Februar abzusenden und sollen einen Tatsachenbericht aus dem eigenen Erleben darstellen. Sie dienen als Unterlagen für das amtliche deutsche Weißbuch.

Es soll die absolut wahre Darstellung der Verbrechen:

1. der Sowjets,
2. der Polen,
3. der anderen Fremdvölker sein. Morde, Vergewaltigungen, unmenschliche Quälereien, Mißhandlung bei Vernehmungen, Selbstmorde infolge obiger Vorgänge, Freiheitsberaubung, Zwangsarbeitslager, Plünderung, Ent-eignung, Verschleppungen, Austreibung, Schicksal der in der Heimat Verbliebenen, willkürliche Vernichtung von Städten, Dörfern und Kulturdenkmälern.

Die Form der Berichte:

1. als Brief,
2. als Bericht über die Erlebnisse mit Datum, Ort der Handlung, Name und Alter der betroffenen Personen. Wahrheitsversicherung,
3. als Protokoll mit Angabe des Namens des Berichterstatters.

Alle Berichte in knapper, klarer Form. Wichtig sind ferner namentliche Angaben eines Augenzeugen. Unter jeden Bericht eigene beglaubigte Unterschrift und jetzige Anschrift. Die Dokumente werden im Archiv aufbewahrt und sind nicht für jedermann zugänglich, die Namen werden nicht genannt bei Auswertung. Etwaige Unkosten für Porti und Unterschriftsbeglaubigung werden erstattet. Es ist erwünscht, daß sich bei Landsleuten, die nicht schriftgewandt sind, Lehrer oder Sonstige zur Abfassung eines Protokolls zur Verfügung stellen, doch müssen die Protokolle sowohl vom Betroffenen als auch vom Protokollaufnehmer namentlich unterschrieben sein und der letzte Satz muß lauten: „Ich habe die volle Wahrheit gesagt und bin jederzeit bereit, meine Aussagen zu beedigen.“

Auf Wunsch sendet die Kreisgemeinschaft ein Musterblatt für protokollarische Berichte zu.

Geschäftliches:

Suchdienststellen 1. Deutsches Rotes Kreuz, Suchdienst Hamburg, (24 a) Altona, Allee 121,

2. Nachforschungszentrale für Wehrmachtsangehörige, (13 b) München 13, Infanteriestr. 13.

Lichtbildnerin Franziska Schmidt-Angerburg gibt folgende neue Anschrift an: Gütersloh (Westf.), Ohlbrogsweg 22 bei Rud. Poggengerd.